

Der Kakadu.

Erzählung von Anna Croissant-Must.

„Wie so Gefahr?“ fragte Guller gereizt.

„Na, wenn man so häßlich und so alt ist —“

„Sie ist aber gar nicht häßlich, eigentlich hat sie viel Feines in den Linien, alt? nein, sie kann nicht alt sein, nur vergrämt ist sie.“

„Nicht alt, — nicht häßlich? — Aber erlauben Sie, mein Lieber! — Ich verstehe mich doch gewiß auf Frauen-schönheit und Sie als Künstler!“ — er zuckte mitteilend die Achseln, und Guller zuckte sie auch.

„Arme, halbverhungerte Adlige.“

„Ja, etwas Aristokratisches hat sie,“ entgegnete Guller eigeninnig.

Seit der Zeit hieß der Hausherr Frieda den schönen Kakadu, und seine Meinung von der Kunst des jungen Bildhauers sank rapid. Er war wirklich nur das Dromedar.

Guller wurde jetzt erst recht bestärkt, mit Frieda zu verkehren. Es freute ihn, die „andern“, die „drüben“ zu ärgern.

„Born über Philisteria,“ sagte er lachend, wenn er bei ihr am Fenster saß und drüben die Köpfe hinter den Gardinen huschen sah. Auch war es so bequem, von der Arbeit wegzuspringen zu ihr hinaus, auf eine Tasse Tee. Sicherlich reizte ihn auch das Geheimnisvolle, Scheue, auch die Zurückhaltung in Friedas Charakter und, obwohl er sich's nicht eingestand, ihr Stolz. Man kam gar nicht dahinter, was mit ihr los sei, und er war sicher, daß sie eine Geschichte habe. Wenn er einmal eine Frage versuchte, war sie gleich abweisend, wenn auch in aller Schen, so daß er sich tagelang nicht getraute zu ihr zu gehen.

„Ich bin ja ein Tölpel, Fräulein, sehen Sie, ich frage Sie gewiß nicht aus Neugierde! Sie dauern mich nur, und Sie sind gerade so allein wie ich; ich kenne das, ganz gewiß, ich mein's auch nicht böse, es kommt nur so grob und ungechliffen heraus.“

„Oh, ich bin nicht böse, ich war gegen Sie viel taktloser, habe Sie das erstmal gleich nach Ihren Eltern gefragt —“

„Takt! Takt! Was ist denn das wieder für eine erzogene Dummheit?“

Taktlos! — Herrgott! Mit so was können Sie mir nicht weh tun. Nur meine Kunst, Sapre, da bin ich empfindlich, da greift mich leicht einer falsch an.“

Nach und nach wurde es ein ganz komisches Verhältnis zwischen den beiden. Sie war ihm gegenüber die Jüngere, Schlichter, die, die belehrt wurde, die keine Erfahrung hatte, die in lauter Konventionen steckte.

„Ich weiß das besser, ich kenne das Leben, ich seh mit hellen Augen drein. Bilden Sie sich doch nicht ein, daß Sie etwas wissen, Sie wissen gar nichts, Sie sind besungen, versäubert, voller Vorurteile, aber wir wollen's schon machen, ja, ja, ich krieg Sie frei.“

Und dabei rieb er sich die Hände vor Vergnügen. Und in alles steckte er seine Nase. Ihre Stickerien, ihre Haus-haltung, ihre Einrichtung, ihre Bücher, alles mußte er sehen.

„Sie lesen schauderhaften Schund, da muß ich was Ge-scheiteres bringen.“

Da saß er stundenlang, trank Tee und las ihr vor. Tolstoi und Nietzsche und Zola und Flaubert, was ihm gerade in die Hand kam.

Einnmal sagte er zu ihr: „Fräulein Frieda, warum ziehen Sie sich eigentlich so altmodisch an und verunstalten sich so? Die Leute —“

„Nennen mich den Kakadu, meinen Sie?“

„Nein, das meinte ich nicht, aber, wissen Sie das?“ fuhr es ihm heraus.

„Ja, der Bursche da, von drüben, der Sohn des Haus-herrn Behmert, hat es mir ein paarmal nachgerufen.“

„Der Hegel! Tut's Ihnen weh?“

„Es sollte wohl nicht, Sie wissen, ich bin nicht gerade verwöhnt, aber — — nun gut, ich denke für mich ist alles gut genug, ich habe die alten Sachen noch und wenn man, wie ich, schon dreißig ist, braucht man sich und andern nicht zu gefallen.“

„Unsinn, man hat die Verpflichtung, immer so schön als möglich auszusehen, seiner Mitmenschen wegen, und be-sonders wenn die Mitmenschen Künstler sind.“

Er hatte zu lachen angefangen und sie dabei unverwandt angesehen.

„Sehen Sie z. B. Ihre greuliche Haarfrisur.“ schon war er aufgesprungen, vor sie hin und wollte ohne Umstände anfangen, ihr die Haarnadeln aus dem kleinen Böpfchen zu ziehen.

Da sprang auch Frieda auf, und es war das erstmal, daß er sie fest und zornig sah.

„Ich bin kein Modell.“

Ihre grauen Augen waren aufgerissen, der Mund offen. Er hatte zuerst laut gelacht über ihre unnötige Abwehr, dann schaute er sie an und zum ersten Male kam ihm das Gefühl, daß er ihr als Mann gegenüberstand, und er schämte sich, daß er sie früher oft unartig behandelt hatte.

„Nicht böse sein!“ sagte er bittend wie ein Kind und blieb vor ihr stehen, bis sie wieder freundlicher war.

„Ich wollte nicht frech sein, gewiß nicht, ich kann nur die Frisur nicht sehen, weil sie das Feine Ihrer Linien ver-dirbt, und es wäre nur etwas Natürliches —“

„Ich verspreche Ihnen, daß ich mir Mühe geben will, anständiger auszusehen aus Schen vor der Kunst,“ sie lächelte, „nicht meinethalben.“

Frieda schlief unruhig in der Nacht. Sie war lange noch wach geblieben ohne zu arbeiten, und hatte mit Eifer darüber nachgedacht, wie sie ihre Frisur wohl verändern könne und sich anziehen solle. Hell hatte ihr früher sehr gut gestanden — sie ertappte sich, daß sie angelegentlich in den Spiegel schaute und eine weiße breite Spitze um den Hals legte. Sie, Frieda, die Alte, die Armselige, Traurige! Und sie schaute sich an im Spiegel und lächelte mit einem vagen Lächeln, das nicht ihr und der weißen Spitze galt. Am nächsten Tage hatte sie das harte, starre Böpflein in einen weichen, lockeren Knoten verwandelt und der saß nicht mehr tief unten in der Halsgrube, sondern am Hinterkopf, und ein paar kleine Locken krauselten sich an den Schläfen. Nur der Schopf ließ sich nicht bändigen, wirr und widerspenstig stand er in der Mitte über der Stirn, aber da das Haar nicht mehr steil zum Nacken ab-fiel, sah es nicht so übel aus.

Der alte, dunkle Regenmantel wurde abgedankt und das Haus sah erstaunt den Kakadu in einem hellen Frühjahrs-jackett, einem gelblichen Kleid und einem Blumenhut über den Hof gehen. Noch eiliger als sonst, schien es. Frau Behmert schüttelte bedenklich den Kopf, aber ihr Mann, weil er auf den Glanz des Hauses hielt, meinte: „es sieht besser aus, wenn sie auch im Hinterhaus wohnt.“

Guller war ganz glücklich, als er Frieda so verändert sah. Er drehte sie nach allen Seiten und klatschte in die Hände: „Sehen Sie, wie Sie aussehen können, schön und jung, für vierundzwanzig kann man Sie halten, aber sicher, Taktache, keine Lüge. Nein, so eine Veränderung! Sie gefallen mir: so, keine Falten ziehen, ich mein's nicht schlimm; wie mein Kamerad maskiert war an der Fastnacht und er war so schön, hab ich mich grad so gefreut.“

Weil der Tag gar so sonnig war, schlug er ihr vor, zu-sammen spazieren zu gehen, blau zu machen. Er habe eben eine Konkurrenzarbeit „zusammengeschmissen, weil's doch d e r kriegt, der's kriegen soll“, und habe gar keine Lust, heute was Neues anzufangen, „also los?“

Ja, sie war einverstanden. „Aber auch etwas kultivierter,“ sie deutete lächelnd auf seinen zerdrückten Biltz, links über ihre Neckerei, wie ein junges Mädchen, errötend.

„Natürlich, meinen schönsten!“

Sein Enthusiasmus hing an, sie ein bißchen bitter zu machen. In ihren alten Kleidern hätte er sie nie zu einem Spaziergang aufgefordert; einmal war er ihr mit seinen Kameraden begegnet und es schien ihr, als habe er recht kurz und recht flüchtig gegrüßt. Möglich, daß sie sich täuschte, sie war so empfindlich.

Es war ihr eigentlich sehr lieb, daß sie heute länger zu-sammen sein konnten, sie hatte etwas mit ihm zu besprechen, das ihr schon viele Nächte im Kopf herumging.

Sie saßen auf einer Bank im englischen Garten und sahen

über eine Dichtung mit junggrünem Rasen auf dunkle Tannen, der blaue Himmel stand drüber und leichtflodrige Wölkchen. Die Luft war gesättigt mit dem schweren Geruch junger Pflanzen und ruhte; in der Ferne rasselte ein Wagen, sonst war's ganz still, noch früh am Mittag. Sie waren zuerst in fauler und bebaglicher Stimmung, daß sie gar nicht reden mochten; endlich fing Frieda doch an zu sprechen, zögernd zuerst, dann lebhafter. Sie konnte nicht mehr allein sein, es ging nicht, daß sie so weiter lebte, sie ertrug es einfach nicht. Das hatte sie wohl alle die Jahre gequält und geängstigt: die Einsamkeit, sie war nicht geschaffen nur für sich allein zu leben. Und nun drückte sie ein Gedanke schon ein paar Tage und sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Er müsse raten und helfen. Die Hausfrau, bei der sie früher wohnte, draußen in der Au war es, hatte eine hübsche, junge Tochter, wirklich ein prachtvolles Mädchen, und sie, Frieda, hatte sie gern. Aber die Mutter! Absolut wollte sie das Mädchen schlecht machen, und die hatte sich nur zu wehren und zu wehren Tag für Tag. Damals, als sie noch dort wohnte, versprach sie schon dem Mädchen, etwas für sie zu tun, sie hatte ja ein kleines Vermögen neben ihrem Verdienst, und sie konnte gut ein wenig helfen. Aber noch hatte sie nichts getan, und nun ließ sie der Gedanke an das Kind nicht los. (Fortf. folgt.)

Sturmflut.

Von Pierre Gamp*).

Es ist Montag, der erste Mai, sechs Uhr abend. Wir sind auf der Arbeitsbörse von Lille. Der untere Saal, dort, wo vier getrunken wird, ist voll. Die weißen Rauchscheiden aus den Thompsons verbleichen in blauem Nebel. Kein Schrei tönt aus dem gleichmäßigen Brausen der starken Stimmen des Volks heraus. Das Volk ist heute zufrieden, weil es zu Abgeordneten die Männer gewählt hat, die in seiner Not, in seinen Wohnhöhlen, in seiner Arbeit gelebt haben. Es dügt sie und trägt sie auf seinen Schultern. Es hat sie erwähnt trotz des Wahlbetrugs der Herren von der Partei der „anständigen Leute“. Die „anständigen Leute“ haben aus Belgien verkleidete Mönche kommen lassen, die mit den vom Bürgermeisterrat gelieferten falschen Wählerkarten neunzehnmal oder auch etwas öfter wählen gingen. Die Männer von der Arbeitsbörse aber, schlau und entschlossen, spürten die Fährte des geschickten Geislichen auf und zwangen die Polizei, sie in flagranti festzunehmen. Der Skandal schlug jäh und dröhnend empor. Der Herr Bürgermeister, der eine hochangesehene Persönlichkeit ist, mußte heute morgen plötzlich zurücktreten. Gelächter, feiste Freude und Gelärm. Eine Kerne in den Wohnhöhlen. Noch einmal hat die alte „Gemeinde“ von Flandern, maffig und verschlagen, den vergoldeten Edelmann von seinem hohen Ross geworfen. Und es lacht den Reichen aus. Lacht über den Priester, denn er ist des Reichen Freund. Er hat einen Gott aus Gold eingesezt, einen Feind des Volkes, den Gott, der seine Gunst den Reuten mit großem Vermögen schenkt. Und er dient ihm, um den Armen zu unterdrücken, der ohne Erbarmen zu schlecht entlohneter Arbeit und zur totbringenden Wohnhöhle verurteilt ist.

Ein Mann mit einem Priesterhut auf dem Kopf steigt auf einen Tisch und taucht die Vorsten einer Abtrittsbrücke in einen Bierkannen. Mit diesem Weihwedel besprengt er das lachende Volk, das an den gefirnisten Tischen sitzt, die das von den weißen Zimmern abtropfende Bier benäht.

Auf dem Platz draußen streuen die Verkäufer von roten Papierfächern eine Wolke von Keilen über die Menge aus. Jetzt kommt hinter ihrer Ziehharmonika die Partisektion der Postvorstadt: „Der Süden“, wie man hierzulande sagt. „Die vom Süden sind wackere Jungen.“ Der Vormarsch bringt die geduldige Menge langsam in Bewegung. Der Musikant spielt mit ernster Miene vor der roten Fahne mit goldener Aufschrift. Aus den alten Häuschen des Südens, die so niedrig, schwarz und tödlich sind, aus den Planenhütten der Festungszone kommen diese trocknen Gesichter her, um zu lachen und zu tanzen. Und nun den Priester zu verspotten, der gegen den Armen unbarmherzig ist, denn er läßt in den Wohnhöhlen die Wohltätigkeit des reichen Unternehmers aus — die abscheuliche Wohltätigkeit.

Die rote Fahne des schwarzen Elends zieht ein, vom lauten Zuruf empfangen, den die Liebe der Frauen und die Freude der Kinder füllt. Arbeiterarme halten die Kappen hoch.

Der Mann mit der Harmonika steht jetzt auf dem Tisch des Segenspenders. Er spielt mit strengem, kirchlichem, geweihtem Ernst. Spielt die alte Carmagnole der Soldaten von Wattignies:

„... Brot für unsere Brüder,
Hoch der Kanonenschall...“

*) Wir entnehmen diese anschauliche Schilderung einer Volksumgebung im französischen Norden der „Humanité“. Der Verfasser, Pierre Gamp, hat durch eine Reihe literarisch wertvoller Darstellungen aus der modernen industriellen Welt (vor allem „Lo Rail“, das Gleis) rasch ein hohes Ansehen erworben.

Ja, die vom „Süden“ haben in Wattignies, unweit Menenage, mitgelan.

Und nun kommen die aus jenem Viertel, wo die Hütten noch enger aneinander gedrängt sind, erdrückt von den erstickenden Wällen der Kriegsstadt — die aus dem Viertel Saint-Sauveur. Sie singen:

„In der Schlacht haben sie Mut
Hoch die von Saint-Sauveur!“

Es ist die alte Weise für Querpfeifen, nach deren Takt die Nordarmee des Herrn Marquis von Villars bei Denain marschierte.

Ja, sie waren in Denain dabei, die von Saint-Sauveur, das flandrische Fußvolk.

Wie alt ist es doch, dieses langsame Volk, dies Volk, dem ehemals die Barone mit langer Lanze, heute die Unternehmer mit der großen Fabrik das Blut abzupfen! Gestochen, geplündert, ausgebeutet, beugte es seine breiten Schultern. Untertorfen und dreist, unterdrückt und unbeflegt, weiß es sich zu erheben — ein geduldiger Riese. Es muß nur wollen. Heute ist es aufgestanden. Die Frauen sind zahlreich gekommen. Es ist „Proquelet“, das Fest des Spinnfadens. „Proquelet“ — so hieß die kleine Spule der „dintollidres“, der alten Spizenklopplerinnen von Flandern, die ihren Kleinen sangen:

„Schläfst Du nicht bis zum Morgen,
So machst Du mir viele Sorgen.“

Es gibt keine „dintollidres“ mehr und keine „broquelets“.

Aber der Proquelet ist als Fest der Textilarbeiter geblieben, für alles Volk der Spinnereien und Webereien.

Die Musik stellt sich in einer Reihe auf. Unter ihren Klängen rückt das Volk vor, unter der Saat der Fahnen, von Mauer zu Mauer die Straßen der Hütten und Fabriken füllend. Es marschiert einmütig, ohne Aneinanderprall, ohne Stoßen einher. Zwanzigtausend Schultern berühren einander, bis auf die Stellen, wo die in dieser Dichte unsichtbaren Kinder marschieren. Dort ist es immer wie ein Schacht in der Menge.

Hinter der Musik blüht ein Garten von wandelnden Blumensträußen um die Abgeordneten herum, die mit ihren Vornamen begrüßt werden. Männer mit geistlichen Hüten machen Predigergebärden. Die komischen Kopfbedeckungen wollen auf ihren nicht gewöhnlichen Köpfen nicht sitzen bleiben. Gewissenhaft drücken sie sie so weit ins Gesicht, als sie nur können.

An die Mauern der Häuser und Fabriken gelehnt, bilden Leute einen Latenzbaum, den die Flut der Masse zerbricht. Fortgerissen, lösen sie sich ab und lassen ihren Platz an der Mauer nach zurück.

Der donnernde rote und schwarze Wildbach heult in den alten Straßen: Wagenmes, das „Kleine Belgien“, die Rue de Juliers, wo die Blumen von der Lys wohnen, Enfel derjenigen, die bei Kortreil die Ritter Philipps des Schönen zur Aber liehen. Und die Männer aus dem Lande von Gent, der unbegreifbaren Stadt. Mit tiefem Ernst öffnen sie in ihrem blonden Gesicht den großen Mund der Biertrinker, um auf blämisch die Worte der „Internationale“ zu singen. Es wird Nacht. Ueber der singenden Menge heben Stöße rote Lichter empor. Geduldig, mächtig rückt das Volk mit den Fackeln vor.

Ein niedliches Kind, auf Schultern Gudepad reitend, öffnet ob dieser wunderbaren Dinge die Augen groß und doch beruhigt, denn es ist der Vater, der es trägt: Gebeugt geht er einher und singt. Die Kleine schwenkt eine Grofschafne. Wenn die Musik wieder anhebt, fängt sie immer an zu hupsen. Der Vater hält ihre Fäße fest, denn sie schlägt mit den Abfüßen auf ihn ein. Der noch von Milch rinnende Mund bewegt sich. Was sagt er? Die dröhnende Menge trägt sie fort, unvernehmbar und wie im Trioniph.

Hier sind die schönen Stadtviertel. Das düstere Volk zieht in sie ein, hinter seinen vorausfliegenden Geschrei. Sternlos liegt die Nacht auf der Stadt der Reichen. Auf den Boulevards mit den wohlhabigen Häusern lodert sich die Menge und verdreifacht ihre Breite. Die zum Stehen gebrachten Straßenbahnwagen bilden Risse, an denen sich die Flut teilt und wieder schließt. Ein Mann schlägt auf die niedergelassenen Kollbalken der schönen Geschäftsläden. Aus Freude an Lärm. Dort, wo der Kollbalken nicht heruntergezogen ist, rührt er nicht an die Spiegelschreiben. Die getragenen Kinder weinen jetzt vor Müdigkeit. Die Kleine mit der Fahne schläft mit gekreuzten Armen auf dem Kopf des Vaters, der immer noch weiter singt.

Das arme Stadtviertel überschwemmt mit seiner Menge das reiche. Die Masse ist auf dem „Großen Platz“, den Cafés mit verlassenen Terrassen umsäumen. Geschützt hinter den beleuchteten Spiegelschreiben schauen Herren mit schönen Kravatzen heraus. Die Masse spricht Wellen hinein, aus denen Männer emportanzen, die auf die Tische steigen. Sie zerbrechen nichts. Ihre unwiderstehliche Annäherung begnügt sich damit, die Fäße hinzustellen, wo der Reiche sein Glas hinstellt. Ihre Boge, die tief wie das Elend der alten Viertel ist, schlägt sanft an die Mauern der großen Häuser. In ihnen ist die Kraft, die die Mauer zum Bersten bringen könnte. Sie ziehen vorüber. Ihre roten Feuer und ihre Fahnen entfernen sich, nach ihren Vierteln der Fabriken und Baracken hin.

Die Kellner kommen hervor und wischen die Tische ab. Und das beschimpfte Viertel der Reichen hört da unten, in den schwarzen Straßen die alte „Gemeinde“ von Flandern, geduldig und unbefleglich, singend zu ihrem Elend heimziehen.

Im Kosakendorf.

Von Maxim Gorki.

I.

Der Wind jagt über die Steppe dahin und prallt gegen die Bergwand des Kaukasus, der Berggründen schwillt und bläht sich wie ein gewaltiges Segel, und die Erde fliegt pfeifend durch die bodenlosen, tiefblauen Gründe und läßt die vom Winde zerrissenen Wolken hinter sich, deren Schatten über die Erde dahinkriechen und sich an ihr festzuhalten suchen, jedoch immer wieder abgleiten und darob weinen und stöhnen . . .

Die Bäume neigen sich vor, als wenn sie liefen; die Sträucher schütteln sich wie zottige Hunde und breiten sich an der schwarzen Erde hin, die zu rauchen scheint von den aufsteigenden Staubwolken; unaufhörlich erschallt ein trockenes Rauschen, Pfeifen und Geulen, die Störche klappern, die satten Krähen krächzen, die Steppengrillen zirpen, und über alles hin tönen wie befehlend die lauten Rufe der stämmigen, großgewachsenen Kosaken. Von der fahlen Steppe fliegt goldgelbes Weizenstroh heran, das die Drechsmaschinen zerklüftet und zerkrümt haben, und auf dem Marktplatz der schmuden Kosakenzige (Dorf) tanzen graue Wirbel, fliegen Hühnerfedern, Zwiebelschalen und von der Sonnenhitze verjagte gelbe Blätter empor.

Eilig erscheint die Sonne, und rasch verschwindet sie wieder, als jage sie hinter der davoneilenden Erde her und sei der Verfolgung bereits müde; weiter und weiter bleibt sie zurück und sinkt matt vom Himmel herab in das rauchige dunkle Chaos im Westen, wo gleichfalls schneeige Berggipfel emporragen und feuchtes Gewölk, schwer wie frischgepflügte Erde, rötlich schimmert.

Von Zeit zu Zeit erglänzt zwischen den Wolkenmassen der fihbergeschwibete Sattel des Elbrus und die kristallene Zahnreihe der übrigen Berge: sie haben sich in die Wolken verbissen und suchen sie festzuhalten. So deutlich fühlst du das Hinjagen der Erde durch den Raum, daß der Atem dir stockt von der Spannung in der Brust, von dem Entzünden darüber, daß du mit ihr zugleich dahinfliegst — mit ihr, der Herrlichen, Teuren. Du blickst auf diese vom ewigen Schnee bekronen Berge, und du meinst, daß dort, hinter ihnen, ein uferloses blaues Meer liegen müsse, in dem noch weitere wunderbare Erden sich erstrecken, oder einfach die azurblaue See, wo ganz fern und kaum noch sichtbar unbekannte bunte Planetenflugeln, Schwejtern meiner eigenen Erde, ihre Bahnen ziehen . . .

Von der Steppe her nahen endlose Reihen von Wagen mit dem ausgedrohten Getreide; in dem Staube, der so schwarz und so fett ist wie Kuh, schreiten die heilhörigen grauen Zugochsen gefeßt und schwerfällig daher, die runden Augen mit dem Ausdruck der Geduld zu Boden gerichtet; auf dem Wagen liegt ein Kosak, sein Hemd ist ganz grau von Staub, die göttliche hohe Mütze sitzt ihm tief im Nacken, das Gesicht ist schwarz gebrannt von der Sonnenhitze, die Augen sind rot vom Winde, und der vom Schweiß zusammenlebende, staubbedeckte Bart erscheint wie aus Stein gemeißelt. Ab und zu geht er dem Wagen voran, neben dem Joche her; der Wind bläst ihm in den Rücken und bläst sein Hemd auf; er ist wohlgenährt und gefeßt, wie seine Tiere, und seine Augen haben denselben geduldig-klugen Ausdruck; seine Bewegungen sind ruhig, ohne jede Spur von Hast, als wenn er alles wüßte, was ihn in der Zukunft erwartet.

„He! . . . He! . . .“ ruft er von Zeit zu Zeit den Ochs zu. Sie haben in diesem Jahre eine gute Ernte, sie sind alle gesund und satt, ihr Blick aber hat etwas Finsteres, und sie sprechen nur ungerne, durch die Zähne. Vielleicht sind sie müde von der Arbeit . . .

Ich habe jedoch den Eindruck, daß man in diesem Lande der wohlgenährten Leute nur wenig laßt, und nur selten bekommt man ein Lied zu hören.

Mitten im Dorfe ragte der rote Ziegelbau der Kirche mit den fünf Kuppeln und dem Glockenturm über der Vorhalle empor; die Fensterverkleidungen sind mit Mörtel beworfen und mit einem gelblichen Anstrich versehen — die ganze Kirche sieht aus, als sei sie aus stark mit Fett durchsehtem Fleische errichtet, und selbst ihr Schatten hat etwas Fettles und Schweres: ein Tempel, der von jatten Menschen einem großen, ruhigen Gotte errichtet ward.

In Reih und Glied stehen die nicht eben hohen weißen Häuser des Dorfes; wie robuste, häßliche Frauen stehen sie da — im üppigen Seidengewand der grünen Gärten, angetan mit den Gürteln der geflochtenen Zäune und dem matten Silberbrokat der Schilddächer als Kopfschmuck. Ueber den Dächern schaukeln sich die Gipfel der Silberpappeln, zittern die Fiederblätter der Akazien, klappern wie Kinderklappern die trockenen Hälften der Lohnen, greifen die tagenartigen Blätter der Kastanien in die Luft, als wollten sie sinken die fließenden Wolken ergreifen. Von Hof zu Hof laufen die Kosakenfrauen, die Röde und Hemden hochgesteckt, daß man ihre großen, kräftigen Peine bis ans Knie hinauf sieht; sie beeilen sich, alles zum morgigen Festtage vorzubereiten, rufen in geschäftiger Hast einander dies und das zu und schreiben die pausbäckigen Kinder an, die gleich Spahen sich im Staube baden, ihn mit vollen Händen greifen und hoch in die Luft emporwerfen.

An der Kirchenmauer, gegen den Wind geschützt, haben sich auf dem trockenen rotbraunen Steppengras die „Arbeitsjuchenden“ ge-

lagert. Es sind ihrer an die zwei Duzend, lauter zusammengeslaufenes Volk, Leute von irgendher, Träumer, die auf einen Glücksfall, ein freundliches Lächeln des Schicksals warten, oder Faulenzer, denen die freie Weite des reichen Landes es angetan hat: stille Opfer des russischen Wandertriebes. Sie ziehen in Gruppen von zwei oder drei Mann von einem Kosakendorf zum anderen, unter dem Vorwand, daß sie „Arbeit suchen“, sehen bei der Arbeit wohl zu, wundern sich, daß es so viel Arbeit gibt, legen jedoch nur im äußersten Notfalle selbst mit Hand an, wenn sie ihren Hunger schon gar nicht mehr auf andere Weise, durch Betteln oder Stehlen, stillen können.

Sie haben fast alle einen schüchternen oder schuldbebuckten Blick, schauen erschrocken oder stumpfsinnig in die Welt und haben das Gefühl für den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge fast ganz verloren.

Morgen ist Mariä Himmelfahrt, das reiche Kosakendorf feiert das kirchliche Fest, und nun sind sie von allen Seiten zusammengekommen, in der Hoffnung, daß der Feiertag sie reichlich mit Speise und Trank versehen wird, ohne Arbeit von ihrer Seite.

Sie alle sind richtige Russen, aus den zentralen Gouvernements; die Sonne des Südens, an die sie nicht gewöhnt sind, hat ihre Gesichter schwarz gebrannt, ihr Haar ist in der Sommerhitze verschossen, der Wind zerrt und gaust ihre Lumpen, sie stellen sich alle friedlich und ehrbar, müde von der Arbeit, von den Schlägen des Schicksals, und sind hier nur so zusammengekommen, um ein klein wenig auszuruhen und zu beten.

Wenn einer der schwerbeladenen Getreidewagen ächzend und freischend entlangfährt und der ihn lenkende Kosak, einen Strohalm laufend, an ihnen vorüberstreift, verneigen sie sich mit zudringlicher Untwürdigkeit vor ihm, er aber blickt sie geringschätzig von der Seite an, ohne an die Mühe zu fassen, oder sieht überhaupt nicht, wie das graue, zerlumpie Gefindel fremder Menschen sich vor ihm bückt und krümmt.

Tiefer und in gewisser Weise auffallender als die adern bückt sich vor den Kosaken der „von der Hungersnot heimgejagte“ Bauer Konew aus dem Tulaschen, ein hagerer Mensch, verjagt wie ein Feuerbrand, mit einem dürftigen schwarzen Bärtchen, das ungepflegt aus dem Inochigen Gesichte hervorprohrt, und einem freundlichen Lächeln in den dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen.

Ich habe mich diesen Leuten erst heute angeschlossen, Konew ist jedoch mein alter Bekannter, ich bin ihm auf dem Wege von Kursk nach dem Gebiet des Terel mehr als einmal begegnet. Er ist ein Mensch, der gern mit anderen zusammen ist, sich in der „Kolonne“ am wohlsten fühlt, hauptsächlich wohl aus angeborener Furchtsamkeit. Wo er auch außerhalb seines — irgendwo in dem sandreichen Kreise Alexinsk liegenden — Heimatdorfes weilen und wandern mag, stets führt er dieselben überzeugungsvollen Worte im Munde:

„Gewiß, das Land hier ist reich, aber die Menschen gefallen mir nicht . . . ganz und gar nicht! In unserer Gegend ist das Volk viel herzlicher, echt russisch eben, nicht zu vergleichen mit dem hiesigen! Hier sind sie hart wie Kieselstein, nicht für drei Rubel Seele ist zu finden!“

Sehr gern erzählt er mit leiser, nachdenklicher Stimme wunderbare Geschichten von Leuten, die unerwartet zu großem Reichtum gelangt sind:

„An Hufeisen willst Du also nicht glauben, und ich kann Dir sagen, daß einmal ein Bauer aus Jekremowo ein Hufeisen gefunden hat, und drei Wochen später ist sein Onkel, der in Jekremowo einen Kramladen hatte, mitsamt seiner ganzen Familie verbrannt. Siehst Du! Die ganze Erbschaft fiel eben jenem Bauern zu, jawohl! Rede nicht von Dingen, die Du nicht verstehst: das Schicksal hat Mitleid mit dem Menschen, es läßt ihm oft unerwartet etwas zukommen . . .“

Seine schwarzen, stark geschwungenen Brauen ziehen sich empor auf der Stirn, und die Augen treten wie erstaut aus ihren Höhlen, als wenn er selbst an das, was er erzählte, nicht recht glaubte.

Sobald einer der Kosaken vorübergeht, ohne seine Verbeugung zu erwidern, blickt Konew ihm eine ganze Weile nach und brummt vor sich hin:

„Seh' bloß einer — wie das vollgetrossen ist! Sucht einen nicht mal an! . . . Nein, ich sag's ganz offen: ein herzloses Volk . . .“

In seiner Gesellschaft befinden sich zwei Frauen. Die eine von ihnen mag etwa zwanzig Jahre zählen, sie ist von kleiner, gedrungenen Gestalt, hat gläserne Augen, und ihr Mund ist immer halb geöffnet. Ihr Gesicht hat einen einfältigen Ausdruck; der untere Teil, mit den sichtbaren Zähnen, scheint zu lachen — blickt man dagegen in die unbeweglichen Augen unter der niedrigen Stirn, so glaubt man, daß sie jeden Augenblick in ein erschrockenes Weinen und Kreischen ausbrechen wird, als sei sie in Krämpfe verfallen.

„Mit fremden Leuten hat er mich hierhergehen heißen“, klagt sie im Wagh, während sie mit dem kurzen Finger ihr ausgebleichetes Haar unter das grüngelbe Kapptuch deckt.

Ein junger Bursche mit didem Gesicht, vorspringenden Backenknochen und kleinen Mongolenaugen rüßt sie mit dem Ellbogen in die Seite und sagt mit träger, heiserer Stimme:

„Er hat Dich eben laufen lassen, was sollt' er auch mit Dir anfangen?“

„Ja—a,“ sagte Konew gedehnt, in nachdenklichem Tone, während er in seinem Bündel krämt, „Weiber kann man jetzt sehr leicht los-

werden. Sind überhaupt in diesem Jahre sehr billig, gar nichts kosten sie . . .

Die Frau runzelt die Stirn, blinzelt erschrocken und verzieht den Mund; ihre Freundin aber sagt led und scharf:

„So hör' doch nicht auf die frechen Kerle . . .“

Sie ist etwa fünf Jahre älter als die andere und hat ein nicht alltägliches Gesicht: die großen, dunklen Augen spielen in einem fort und wechseln fast jeden Augenblick den Ausdruck, bald bliden sie scharf und ermit irgenzwohin die Dorfstraße entlang, in die Steppe, wo der Wind dahinfegt, bald beginnen sie voll Hast irgend etwas in den Gesichtern der Umstehenden zu suchen, blinzeln dann unruhig, während ein Lächeln um die hübschen Lippen huscht, und nachdem sie für einen Augenblick den Kopf gesenkt und das Gesicht verdeckt hat, legt sie, es wieder emporhebend, in ihre Augen etwas völlig Neues: sie sind weit geöffnet und bliden zornig drein, zwischen den feinen Brauen liegt eine herbe Falte, die vertrockneten Lippen des regelmäßig geformten Mundes sind fest und trotzig aufeinandergepreßt, und mit den feinen Rißtern der geraden Nase zieht sie geräuschvoll, wie ein Pferd, die Luft ein. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Wer hat das Pulver erfunden? Wenige Fragen der Kulturgeschichte sind so heiß umstritten, so oft von Gelehrten und Laien behandelt worden, wie das Problem der Erfindung des Schießpulvers. Man hat uns Deutschen diesen Ruhm absprechen und den Chinesen oder Arabern zuschreiben wollen; doch dürfte nunmehr durch ganz neue Handschriftenforschungen dies alte Rätsel der Weltgeschichte endgültig gelöst und zugunsten der Deutschen entschieden sein. Die Erfindung des Schießpulvers fällt ja letzten Endes mit der des Salpeters zusammen. Ob dieser Stoff in irgendeiner Form dem Altertum bekannt war, muß dahingestellt bleiben; die Berichte über salzartige Auswucherungen an einem Berge Nitria in Unterägypten, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung ausgebeutet wurden, lassen sich auch auf Sodakristalle deuten. Am frühesten war, wie Prof. Dr. Hancamp jüngst des näheren ausgeführt hat, die Kenntnis des Salpeters bei den Chinesen verbreitet, die ihn aber auch erst seit dem Jahre 960 n. Chr. bei der Herstellung von Raketen mitverwendeten. Seine Verarbeitung zu Schießpulver ist den bezopften Söhnen des Ostens aber erst viel später bekannt geworden, nachdem schon längst in Europa die alten Donnerbüchsen und Kanonen ihre eherner Stimme erschallen ließen! Die Angaben, daß bereits bei der Belagerung der Stadt Kai-sung-su durch die Mongolen 1232 Kanonen Verwendung gefunden haben, sind dahin zu berichtigen, daß es sich um Schleudermaschinen für Brandköpfe handelte. Wichtige Aufschlüsse verdanken wir den noch ungedruckten Handschriften eines in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebenden Historikers Marius Graecus, die sich auf das berühmte „griechische Feuer“ beziehen, das danach eine um das Jahr 673 gemachte Erfindung des Kallinikos aus Syrakus ist und aus Salpeter, Schwefel, Blei und Harzen bestand, die mit brennbaren Ölen zusammengeschmolzen wurden. Diese Komposition ward fortgebildet zu salpeterartigen Gemischen von leichter Entzündbarkeit, die zu Raketenröhren benutzt wurden, und es war nun nur eine Frage der Zeit und des Zufalles, daß man die treibende Kraft der Verbrennungsgase solcher Gemische zum Abschleichen von Geschossen usw. ausnützte. Die Entdeckung des Schießpulvers in Deutschland wird bekanntlich einem Franziskanerorden namens Berthold Schwarz zugeschrieben und mit ziemlicher Sicherheit in das Jahr 1313 herlegt. Wirklich ist an dieser alten Ueberlieferung mehr Wahrheit, als eine überkritische Geschichtsschreibung bis in die jüngste Zeit zugeben wollte. Wohl haben die Araber bereits früher das Schießpulvergemisch gebraucht, aber es sieht heute einwandfrei fest, daß Berthold Schwarz seine Entdeckung unabhängig von ihnen ganz selbständig gemacht hat. Die ersten Metallkanonen wurden, was bisher ebenfalls nicht bekannt war, 1326 in Florenz hergestellt, und schon 1341 werden eiserne Kanonen und Kanonenfugeln erwähnt. Aus all diesen erst jetzt richtig erkannten Tatsachen darf man also den Schluss ziehen: Das Schießpulver ist eine deutsche Erfindung, die von dem historischen Berthold Schwarz gemacht wurde, während die Araber lediglich eine Jahrhunderte alte technische Tradition ausbauten.

Naturwissenschaftliches.

Ein naturwissenschaftliches Experimentierbuch. In Dr. Bastian Schmidts naturwissenschaftlicher Schülerbibliothek ist als 18. Band ein „Biologisches Experimentierbuch“ von Prof. T. Schäffer (Verlag W. G. Teubner, Leipzig, Preis gebunden 4 M.) erschienen, das sich im Untertitel als eine Anleitung zum selbsttätigen Studium der Lebenserscheinungen für jugendliche Naturfreunde (mittlere und reife Schüler) bezeichnet. Es beginnt mit so einfachen Versuchen wie jenen, die das Quellen von Samen (z. B. von Erbsen) im Wasser und die dabei erfolgende rasche Aufsaugung der Nahrungsteile zeigen, die die Beobachtung der Atmung selbst betreffend usw., bringt von solchen ohne Umstände anzustellenden Versuchen eine ganze Menge und geht dann auch zu Versuchen über, die eine ge-

wisse Vorbereitung erfordern. Immer aber ist diese Vorbereitung recht einfach, und bei dem größten Teil der Experimente wird das Mikroskop nicht gebraucht. Sie sind kurz und klar behandelt, außerdem durch etwa 100 Abbildungen unterstützt. Obwohl die in den Versuchen behandelten und aufgeklärten Fragen hauptsächlich rein wissenschaftlicher Natur sind, so haben sie doch zum Teil auch praktischen Wert, und die Versuche mit Bakterien, denen ein besonderes Kapitel gewidmet ist, kommen sogar einem recht modernen Bedürfnis entgegen. Auf den botanischen Teil folgt der zoologische, wobei als Versuchstiere hauptsächlich kleinere Wassertiere, Ameisen, Bienen und Wespen dienen. Besonders die Ameisenstraßen, die bei den Versuchen verwirrt, unterbrochen, verdeckelt oder sonstwie beeinflusst werden, geben ein ergiebiges Feld ab. Zuletzt werden auch Versuche über Atmung, Blutkreislauf und Verdauung und über die Sinnesorgane des Menschen mitgeteilt.

Es gibt außerordentlich Viele, die sich für die Vorgänge in der lebenden Natur interessieren und die gern einen Einblick gewinnen, wie er beim gewöhnlichen Schulunterricht bisher nicht zu erlangen war. Von diesen Vielen können nur sehr wenige Botaniker oder Zoologen von Fach werden, und den übrigen ist nicht zuzumuten, sich mit Fachwerken zu plagen, die sie doch bald abschrecken würden. Hasten bleibt doch nur das, was anschaulich gemacht werden kann. Indem das vorliegende Buch eine Menge solcher Anschaulichkeiten in anziehender Form zusammenstellt, bietet es zwar aus dem großen wissenschaftlichen Suchen nur die Kostinen, aber für den gewollten Zweck ist das nur ein Vorteil. Wir glauben, daß das Buch nicht nur für Lehrer und fortgeschrittene Schüler, sondern auch für die Naturfreunde in den Laubenkolonien von Wert ist. Hier lassen sich eine ganze Reihe der Versuche in der zwanglosesten Weise ausführen, so z. B. die Versuche über das Wachstum von Wurzeln, über das Wenden von Schlingpflanzen (z. B. von Bohnenpflanzen) usw. In jeder größeren Laubenkolonie sollte ein Naturkundiger die fernfreudigen Jünglinge um sich sammeln und ihnen an geeigneten Tagen an Garten- und Laubpflanzen, Ameisen und Bienen Anschauungsunterricht erteilen. Wer hierbei gut beobachten und schließen lernt, der wird daraus auch Gewinn ziehen in den viel zahlreicheren Stunden, in denen er der Natur den Rücken kehren muß, um sich durch die arbeitsreiche Prosa des Lebens hindurchzuschlagen. L. L.

Technisches.

Der Universalstoff. Welches ist der Stoff, der gegenwärtig die mannigfaltigste Verwendung findet? Die Antwort auf diese Frage gibt ein hübscher kleiner Aufsatz in der Wochenchrift „Prometheus“: es ist das Papier. Fast unübersehbar ist, was aus Papierstoff alles hergestellt wird. Die Eisenbahnwagenräder aus Papierstoff waren vor Jahrzehnten einmal eine große Sensation. Riemenröhren und Fahrräder aus Papierstoff sind heute ebenso bekannt wie Anzüge aus Papier, die beispielsweise im städtischen Krankenhaus von Chicago in großem Maßstabe von den Kranken getragen und nach dem Gebrauch verbrannt werden. Strümpfe aus Papierstoff gibt es in Amerika ebenfalls. Mit Handtüchern aus Papier ärgern süddeutsche Eisenbahnverwaltungen die Fahrgäste ihrer D-Zugwagen. In Amerika fabriziert man wasserdichte Regenmäntel aus Papier, die zusammengeklappt in der Tasche getragen und nach einmaligem Gebrauch wegwerfen werden, während der japanische Kuli — Japan ist das Land, in dem auch Wände und Fenster aus Papier hergestellt werden — seinen wasserdichten Regenmantel aus Papier, den er für etwa 75 Pf. kauft, ungefähr ein Jahr lang tragen kann. Näpfe, Eimer, Badewannen, Küchengefäße verschiedener Art und Waschbretter aus Papierstoff finden sich auch bei uns in vielen Häusern. Fußbodenbelag und Wandbekleidungsstoffe aus Papier sind auch keine Neuigkeiten mehr, während Gasrohre aus Papier doch verhältnismäßig selten Verwendung finden. Leitungsisolatoren, Ledermitteln, sowie Garne und Gewebe aus gleichem Material, erfreuen sich dagegen einer zunehmenden Anwendung. Segel sind ein erst neuerdings aus Papierstoff hergestellter Artikel, während hygienische, weil nach Gebrauch wegzuwerfende Trinkbecher und Flaschen aus Papier in größeren Mengen verbraucht werden. Triumphe feiern der Papierstoff und das Papier als Verpackungsmaterial der verschiedensten Art, von den feinsten Erzeugnissen unserer Motorenindustrie bis zu den Zementfäden für ein Gewicht von 50 Kilogramm und mehr. Neuerdings tritt nun aber der Papierstoff auch als Ersatz für Holz bei Tischlerarbeiten auf, insbesondere im Schiffbau, wo das leichte Gewicht eine große Rolle spielt. Zudem können die Bretter, Leisten usw. aus Papierstoff, der sich sehr leicht in Formen gießen und pressen läßt, auf viel billigerem Wege mit plastischen Ornamenten versehen werden als Holz. Vereinstigt werden solche imitierte Hölzer aus Papierstoff mit Schrauben aus dem gleichen Material, wohl dem neuesten Artikel aus Papier. Die Schrauben werden gegossen, das Gewinde — großes Holzschraubengewinde — wird in gleicher Weise eingeschnitten wie bei eisernen Schrauben. Auf Beständigkeit kann aber diese Aufzählung durchaus keinen Anspruch machen, und was die Zukunft auf diesem Gebiete noch bringen wird, läßt sich vollends gar nicht absehen, denn heute werden immer noch etwa 90 Proz. des in der Welt erzeugten Papierstoffes wirklich zu Papier verarbeitet.